

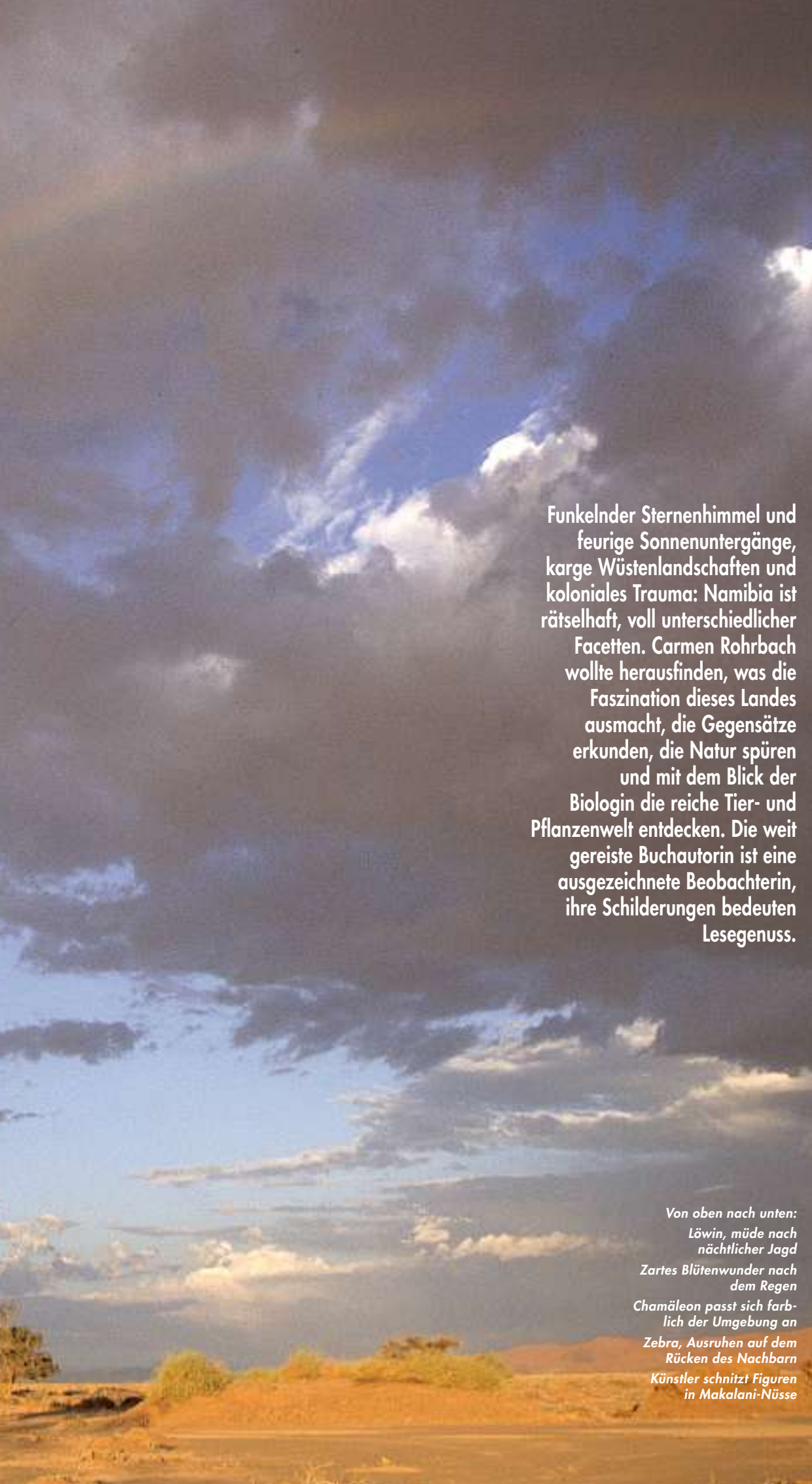
Unverfälschte Natur
in Südwestafrika:

Streifzüge durch
Wüsten und
Begegnungen mit
wilden Tieren.

Von Carmen Rohrbach
(Text und Bilder)

NAMIBIA

*Namib,
die Wüste lebt!*



Funkelnder Sternenhimmel und feurige Sonnenuntergänge, karge Wüstenlandschaften und koloniales Trauma: Namibia ist rätselhaft, voll unterschiedlicher Facetten. Carmen Rohrbach wollte herausfinden, was die Faszination dieses Landes ausmacht, die Gegensätze erkunden, die Natur spüren und mit dem Blick der Biologin die reiche Tier- und Pflanzenwelt entdecken. Die weit gereiste Buchautorin ist eine ausgezeichnete Beobachterin, ihre Schilderungen bedeuten Lesegenuss.



*Von oben nach unten:
Löwin, müde nach
nächtlicher Jagd
Zartes Blütenwunder nach
dem Regen
Chamäleon passt sich farb-
lich der Umgebung an
Zebra, Ausruhen auf dem
Rücken des Nachbarn
Künstler schnitzt Figuren
in Makalani-Nüsse*



*Granitgestein,
platzt bei
Temperaturstürzen
donnernd entzwei.*

Das Tosen der Brandung dringt durch den Nebel. Es ist kalt. Fröstelnd ziehe ich die Schultern hoch und schlinge die Arme fest um meinen Körper. Das soll Afrika sein? Dabei ist doch jetzt im Februar Sommer auf der südlichen Halbkugel.

Unvermittelt klart es auf und die Luft wird rein wie Kristall. Weit dehnt sich der Atlantische Ozean unter kobaltblauem Himmel. Möwen segeln im Wind, ihre Rufe klingen nach Freiheit und Ferne.

Ein mächtiges Dünenmeer stemmt sich den Wassermassen des Südatlantiks entgegen, der vom Benguelastrom mit eisigem Wasser aus der Antarktis gekühlt wird. Das kalte Meer trifft auf das heiße Land. Nebel kondensiert – erst dieser Nebeltau macht das Leben in der Namib, der ältesten und trockensten Wüste der Welt, überhaupt möglich. Es reizt mich, diesen extremen Lebensraum kennen zu lernen, eine Wüste, die Pflanzen und Tieren spezielle Überlebenskünste abverlangt.

Von der Küste bei Walvis Bay, der Walfischbucht, mit seinen fischreichen Lagunen, wo Flamingos, Pelikane und Austernfischer mich die Zeit beim Beobachten vergessen lassen, fahre ich landeinwärts in die flache Kies-Namib. Mit einer Genehmigung der Tourismusbehörde darf man ausgewiesene Gebiete besuchen und kann an festgelegten Plätzen im Freien übernachten.

Der Vogelfederberg

In der flimmernden Luft wirkt er wie eine geheimnisvolle Insel inmitten eines weiten Geröllfeldes – der Vogelfederberg. Der Name gefällt mir, er fordert geradezu auf, sich eine Geschichte zu seinem Namen auszudenken. Mit der rund geschliffenen Form erinnert er entfernt an den Ayers Rock, den magischen Berg der Aborigines in Australien, auch wenn er nicht dessen Grösse und rötliche Farbe hat.

Als ich mich dem Inselberg nähere, warnt mich ein Urinstinkt. Ich fühle mich unsicher, als würde ich blind in eine Falle tapen. Irgendjemand könnte sich dort in einer Felsnische verstecken und mich beobachten, während ich nicht einmal weiss, wer oder was mich bedroht und wie ich der Gefahr begegnen sollte. Dennoch überwinde ich meine Angst und klettere den Berg hinauf. Nichts bewegt sich. Beklemmende Stille.

In luftiger Höhe, dicht unter dem Gipfel, hat sich eine vom Felsen überdachte Terrasse gebildet. Feiner Sand bedeckt den Boden, und die Fläche ist breit genug, um mein Zelt aufzustellen. Vorher unterziehe ich den Berg einer genauen Untersuchung, finde aber nur Spuren von Schakalen und die Borsten von Stachelschweinen. Menschen scheinen schon lange nicht mehr hier gewesen zu sein.

Jetzt bin ich in der vorteilhaften Position. Vom Vogelfederberg aus kann ich ringsum die Landschaft überblicken, ohne selbst gesehen zu werden. Glutrot versinkt die Sonne, taucht mit ihren letzten Strahlen die weite Ebene in leuchtendes Purpur. Bis zum Horizont dehnt sich die Wüste. Nichts ist da, was den Blick ablenkt, kein

Hügel, kein Berg, nicht einmal ein Baum. Weit und grenzenlos. Eine sonderbare Stille breitet sich aus. Dennoch höre ich eine kaum wahrnehmbare Melodie: das Lied der Wüste.

Am nächsten Morgen habe ich eine Begegnung der seltsamen Art. Ein erstaunliches Tier hockt bewegungslos auf einem Stein und ist von dämonischer Gestalt. Es steckt in einem Schuppenpanzer. Der Rücken ist mit einem gezähnten Dornenkamm bewehrt, der Schwanz zu einer Spirale gerollt und die Füsse gleichen Greifzangen. Am befremdlichsten aber sind die Augen. Erhöht sitzen sie ausserhalb am Kopf, von einer Kapsel fest umschlossen. Diese Augenkapseln rotieren nach allen Seiten und bewegen sich völlig unabhängig voneinander.

Vorsichtig nähere ich mich dem bizarren Wesen. Sofort starrt mich ein Auge an, während das andere die Umgebung sondiert. Als ich weiter heranrobbe, richtet es beide Pupillen auf mich. Irritierend, so fixiert zu werden.

Plötzlich reisst das Monster seinen knallgelben Rachen weit auf und faucht furcht einflössend. Aber ich kann mich eines Lächelns nicht erwehren – ist die kleine Bestie doch nur ein harmloses Wüstenchamäleon, kaum grösser als meine Hand. Umso mehr imponiert mir sein Mut, mit dem es bereit ist, sein Leben gegen einen übermächtigen Feind zu verteidigen.

Wenn es Krieg gibt, gehen wir in die Wüste

Der Blick in den Kuiseb-Canyon lässt mir den Atem stocken. Welch gigantische Landschaft. Jäh abstürzende Felswände, tiefe Einschnitte, dunkle Schlünde und Klüfte. Ein phantastischer Irrgarten aus Haupt- und Nebencanyons, wie ein verdorrtes Adergeflecht. Nur zur Regenzeit führt der Kuiseb Wasser, und auch das nur alle paar Jahre, aber dann urgewaltig mit tosender Wildheit.

In dieses Schluchtenlabyrinth verschlug es zwei deutsche Geologen, Henno Martin und Hermann Kolb, die sich zu Beginn des Zweiten Weltkriegs der Einweisung in ein Internierungslager der Briten entziehen wollten. Sie bewahrten sich nicht nur ihre Freiheit, sondern erlebten eine Wildnis, die ihnen sonst verschlossen geblieben wäre. Bereichert mit unschätzbaren Erfahrungen, kehrten sie kurz vor Ende des Kriegs wieder in die Zivilisation zurück.

Für mich sind die Tage im Canyon ein unvergessliches Erlebnis, vor allem als ich tatsächlich den Lagerplatz der Geologen entdeckte. Nach über 60 Jahren sind ihre Lebensspuren noch erstaunlich gut erhalten. Unter einem Felsdach hatten sie sich wohnlich eingerichtet. Eine Steinplatte diente als Tisch, russige Steine bilden die Feuerstelle und eine aufgeschichtete Steinmauer schützte vor den kalten Nachtwinden.

Die Wüste lebt

Ein grüner Hauch liegt über der Namib-Kieswüste. Die



*Von oben
nach unten:
Canyon am
Waterberg
Giraffe am Ufer
der Etosha-Pfanne
Am Fluss
«Abu Huab»
Wüsten-
chamäleon
Namib,
Skulpturen aus
Sand
Schotterstrasse,
die «Pad»*



*Leopard,
die Beute im Blick.*

einzelnen Grashalme verschmelzen in der Ferne zu einem grünlichen Teppich. Jeder neue Morgen, wenn es noch frisch und kühl ist, schenkt mir Lebensfreude, doch nach kurzer Zeit schon, wenn die Sonne höher gestiegen ist, brennt sie mit unbarmherziger Glut herab und alles Leben scheint erloschen. Doch immer wieder entdecke ich Tiere, die sich an diese lebensfeindlichen Bedingungen angepasst haben, Strausse und sogar Antilopen.

Südlich vom Kuiseb-Canyon beginnt die atemberaubende Landschaft der roten Sanddünen. Da ich mir zuvor in Swakopmund ein Permit besorgt habe, kann ich mein Zelt auf dem Campplatz «Sesriem» aufstellen. Von hier kann man selbständig, ohne Führer oder Aufpasser die Dünen von Sossusvlei besuchen.

Obwohl ich weiss, dass Düne Nummer 45 bestiegen werden darf, zögere ich zunächst. Ihre Reinheit flösst mir Respekt ein. Ich möchte die vom Wind modellierten Muster und die zarten Sandriffel nicht zerstören. Doch dann stelle ich mir den phantastischen Blick von oben vor und beginne mit dem Aufstieg. Weich gibt der Sand unter meinen Schritten nach, und ich komme nur mühsam voran.

Oben auf dem Dünenkamm weht mir sanfter Wind ins erhitzte Gesicht. Nichts als Wüste um mich. So muss die Erde vor Anbeginn der Zeiten gewesen sein. Eine anorganische Welt ohne Leben. Das Schweigen dieser Welt schlägt mich in seinen Bann. Verzaubert von der elementaren Kraft der Erde in ihrem Urzustand, fühle ich mich befreit von beengender Körperlichkeit, als würde ich in eine andere Wirklichkeit hinein fliegen.

Auf einmal ein Schrei! Der helle und durchdringende Ruf eines Greifvogels. Ich schaue hoch und sehe kreisende Silhouetten über dem Sandmeer. Die Sonne hat ihren Lauf am Himmel fast beendet, hüllt die Dünen in warmes Licht, verwischt die Konturen, übergiesst sie mit Pastelltönen zwischen Gold und Rosé. Jetzt ist die Stunde, in der die Wüste zum Leben erwacht. Es raschelt und knistert. Sandkörner bewegen sich. Schwarze Käfer tauchen auf. Zaghaft tasten sie sich mit langen Beinen durch den Sand. Diese Tenebriokäfer sind wahre Überlebenskünstler. Wenn der Morgentau herabrieselt, stellen sie sich auf den Kopf und lassen die Tropfen, die an ihrem Hinterleib kondensieren, in die Mundöffnung laufen.

Wieder bewegt sich fast unmerklich der Sand, ein blasses Wesen erscheint. Auffallend die riesigen Augen, während der Körper fast durchsichtig ist – ein Wüstengecko.

Der Sonnenball versinkt hinter den Dünen. Der Himmel scheint zu brennen und wirft seinen Widerschein auf die Sandberge. Ein Farbenspiel, das mir mit seiner unwirklichen Intensität den Atem nimmt. Und dann sehe ich ihn, den Oryx-Bock. Wie ein Fabelwesen zieht er mit seinen weiss schimmernden Spiessen durch die rot glühende Einsamkeit.

Heissgeliebtes Dornenland

Auf einsamen Pisten verlasse ich die Namib und fahre weiter ins Innere von Namibia in die Dornbusch-Savanne.

Schnurgerade Schotterwege ziehen durchs Land und führen mich zu den bizarren Erongo-Bergen, der Spitzkoppe und zum Brandberg. Überall graugrüne Dornbüsche und bleichgoldenes Gras in flirrend heisser Luft. Ich versuche mir klar zu werden, warum es mir hier so gut gefällt. Was ist so schön an diesem Land, dass es einem schier den Atem nimmt? Nüchtern betrachtet ist die Landschaft eintönig, sogar langweilig. Keine bunten Farben, nichts Liebliches erfreut das Auge – nur graubraunes, an der Sonne verbranntes Dornengestrüpp ödet vor sich hin.

Ein Blick durch den Fotoapparat beweist, wie unattraktiv es hier in Wirklichkeit ist. Es lohnt sich nicht, ein Bild zu machen, denn das unbestechliche Objektiv gibt keine Gefühle und Empfindungen wider. Was ist das Geheimnis Namibias? Die Weite, die Einsamkeit und das Abenteuer, das Wissen, dass jeden Moment etwas Unvorhergesehenes passieren kann? Die Möglichkeit jederzeit Giraffen, Elefanten, Geparden oder sogar Leoparden und Löwen zu begegnen?

War es diese rätselhafte Faszination, die vor über hundert Jahren Einwanderer aus Europa, vor allem aus Deutschland, in die neu gegründete Kolonie geführt hatte? Noch heute leben Nachkommen der ehemaligen Siedler in Namibia.

Das «Buschmannparadies»

Zweifelnd blicke ich an den fast senkrechten Felswänden der Spitzkoppe empor. Nichts lässt mich vermuten, dass sich dort oben ein paradiesisches Tal befinden könnte. Doch die Farmerfrau, bei der ich gastfreundlich Unterkunft gefunden hatte, berichtete mir vom «Buschmannparadies» und beschrieb mir den Weg. Deshalb entschliesse ich mich doch noch hinaufzuklettern – und bereue es nicht. Oben zwischen den Felstürmen breitet sich ein liebliches Tal aus mit Blumenwiesen, Bäumen und Vögeln. Wasser rinnt über ockerrote Steine, sammelt sich in einem Becken, ergiesst sich von einem zum nächsten, bildet eine Abfolge sich gegenseitig speisender natürlicher Wasserspiele. Grün glänzen die Gräser, gelb, weiss und rot leuchten die Blumen und über allem wölbt sich der Himmel Namibias.

Bevor ich wieder hinabkletterte, setze ich mich an der Felskante auf den sonnenwarmen Granit und schaue über die Ebene unter mir – ein hervorragender Aussichtspunkt, um wandernde Tierherden schon aus weiter Entfernung zu erspähen. Die Buschmänner, die Vorfahren der heutigen San, werden bestimmt oft hier oben gehockt und nach Jagdbeute Ausschau gehalten haben. Vielleicht hatten sie in diesem Hochtal zwischen den Türmen der Spitzkoppe auch ihre Behausungen, denn zahlreiche Überhänge boten ihnen



Von oben nach unten:
Aloe, der Koeberbaum
Elefanten beim «Fingerhakeln»
Sandberge in der Namib
Leopard als Baumkletterer
Dünenlandschaft der Namib



Sossusvlei: die Sonne saugt den letzten Tropfen Wasser aus der Erde.

Schutz vor der Witterung. Heute zeugen nur noch Abbildungen eines weissen Nashorns, roter Springböcke und Jäger mit Pfeil und Bogen von einem Volk, das hier einmal lebte.

Während ich noch das Verschwinden der uralten Kultur der San bedauere, denke ich darüber nach, was ich über die Entstehung der Spitzkoppe gelesen habe: Die gigantische Magmamasse, die heute die Spitzkoppe mitsamt den Pondokbergen ausmacht, erstarrte unter der Erdoberfläche. Millionen Jahre war nichts zu sehen. Wie ein Steinmetz eine Figur aus einem Steinblock schlägt, hat die Erosion das umgebende Material abgetragen, und allmählich kam der Berg zum Vorschein. Ich male mir in Gedanken aus, wie die Spitzkoppe aus der Landschaft regelrecht auftauchte, wie aus einem kleinen Hügel ein Gigant in die Höhe «wuchs».

Die Löwin im Etosha-Nationalpark

Der Löwin scheint es schlecht zu gehen. Unaufhörlich stösst sie klagende Laute aus: «Uok! Uok! Uok!» Ihr Fell ist abgeschabt wie ein alter Bettvorleger, der Bauch hängt tief, berührt fast den Boden und Fliegen umschwirren ihr Maul.

Warum jammert sie so grauenvoll? Ob Schmerz sie plagt? Wurde das kranke Tier vom Rudel verstossen?

Als ich aber meinen Blick von der Löwin abwende, entdecke ich unter Gebüsch die blutverschmierte Beute der Löwin – ein totes Gnu. Die selbe Szene stellt sich mir nun in einem völlig anderen Licht dar. Die Löwin ist mitnichten krank, sondern hat sich satt gefressen, deswegen hängt ihr Bauch übertoll bis zum Boden, und der Blutgeruch an ihren Lefzen hat Massen von Fliegen angelockt.

Aber warum brüllt sie? Will sie dem Rudel ihren Jagderfolg signalisieren? Da nehme ich eine Bewegung wahr: Auf einem Baum krabbelt ein plüschiges Etwas herum. Ich blicke durchs Fernglas – ein Löwenbaby! Es hängt dort oben wie eine reife Fucht. Da! Noch eins! Und ein drittes, viertes, fünftes! Fünf kleine Löwen! Jetzt wird mir alles klar. Bevor die Löwin zur Jagd aufbrach, hatte sie ihren Nachwuchs auf dem Baum in Sicherheit gebracht. Nun sitzen sie oben und trauen sich nicht mehr herunter.

Nach einer Weile fasst das erste Löwenjunge Mut, hangelt sich tiefer von Ast zu Ast und rutscht schliesslich am glatten Stamm hinab. Seinem Beispiel folgen bald darauf die anderen, keines will allein zurück bleiben. Das kleinste hat schlecht aufgepasst und sich nicht umgedreht. Kopfüber hängt es am Stamm. Voller Angst miaut es. Niemand kann ihm helfen, wenn es sich nicht selbst hilft. Eine wichtige Lehre, die prägend für sein weiteres Leben sein wird. Vorsichtig löst es eine Tatze von der Rinde, schiebt sie ein Stück nach unten, hakt sie wieder fest. Dann die andere Tatze und nun mit beiden Hinterbeinen nachziehen. Das ging ganz gut. Gleich noch mal.

Die Geschwister sind inzwischen eins hinter dem anderen mit aufgerichteten Schwän-

zen zur Mutter marschiert, werden von ihr liebevoll knurrend begrüsst und beleckt. Das Kleinste will auch dabei sein. Mit dem Mut der Verzweiflung stösst es sich ab und springt, kugelt ins Gras, rappelt sich auf und tapst zur Löwin.

Die Szene spielt im Etosha-Nationalpark, wo man in drei gut eingerichteten Camps übernachten und vor allem an den Wasserstellen die vielfältige Tierwelt Namibias bewundern kann. Der Park ist wie eine Arche Noah, hier leben 114 Säugetier-, 340 Vogel- und 50 Schlangenarten sowie die zweitgrösste Nashornpopulation auf der Erde. Und vor allem 1300 Elefanten, 2000 Strausse, 20000 Springböcke und 50 Löwen. Dem Naturschutz wird in Namibia ein hoher Stellenwert eingeräumt. Mit wissenschaftlich orientiertem Management haben Wildhüter, Naturschützer und Biologen inmitten menschlicher Zivilisation eine Insel für wilde Tiere geschaffen. So kann der Besucher im Etosha-Park fast unverfälschte Wildnis geniessen, wie es sonst nur noch an wenigen Orten unserer Erde möglich ist.

Die Etosha-Pfanne ist das Herzstück des Parkes, ein fast 5000 Quadratkilometer grosser ausgetrockneter Salzsee. In guten Regenjahren füllt er sich und Vogelschwärme fallen ein. Wie aus dem Nichts entsteht Leben, aus der Wüste wird ein Paradies.

Dieses Jahr sind die grossen Regenfälle im Januar und Februar ausgeblieben, und die Pfanne liegt trocken unter blauem Himmel. Jenseits der weissen Seefläche verschwimmt der Horizont wie bei einem Aquarell. Dunkle Gestalten schweben über dem Weiss. Im gleisendem Licht zittern und verzerren sich ihre Umrisse wie tanzende Spukgestalten. Sie nähern sich und werden grösser, bis sie endlich klare Formen annehmen und ich sie als Zebras identifizieren kann. Der Anblick der Tiere versetzt mich in eine Zeit zurück, als der Mensch noch unbedeutend war und die wilde Natur die Erde dominierte.

Von oben nach unten:
Straussenfamilie, Lektion im Wasser trinken
Gelbschnabel-Toko
«Donkey-Car» im Damaraland
Abu Huab bei Hochwasser
Chamäleon
Abendstimmung bei der Palmwag Lodge



Das Buch der Autorin:
Carmen Rohrbach:
NAMIBIA
Abenteuerliche Begegnungen mit Menschen, Landschaften und Tieren
224 Seiten, 28 Farbfotos
Reihe National Geographic
Frederking & Thaler Verlag
Fr. 19.80
ISBN 978-3-89405-294-2